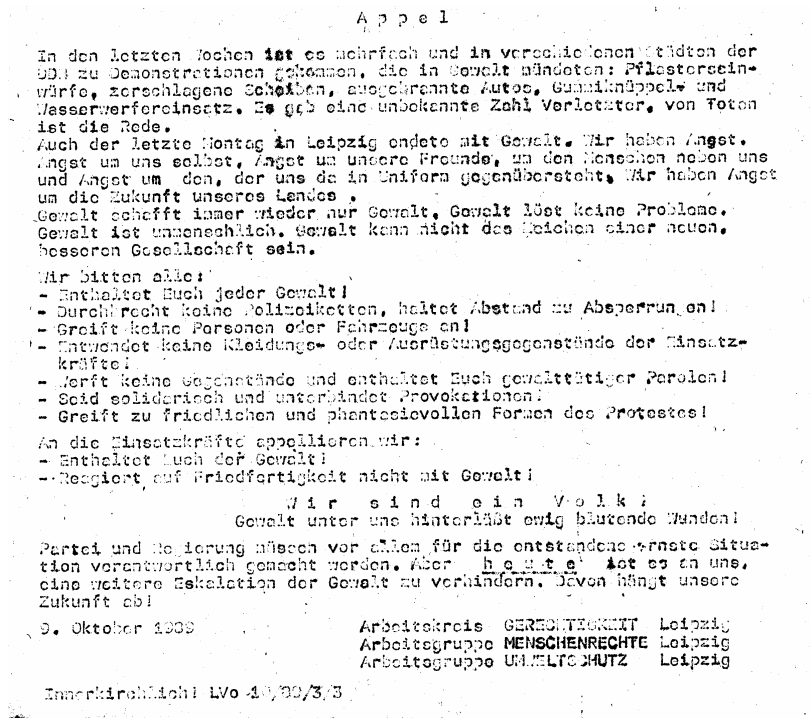


## „Das Wunder von Leipzig“

Liebe Leserinnen und Leser!

Vor mir habe ich ein etwas vergilbtes Stück Papier. Das Format liegt irgendwo zwischen A4 und A5. Die Schrift ist mit Schreibmaschine geschrieben. Man muss schon genauer hinschauen, um das Geschriebene noch lesen zu können.



Es ist ein Flugblatt vom 9. Oktober 1989 in Leipzig. Ein Appell an die Menschen, die sich an jenem Tag im Herbst 1989 zur größten spontanen Demonstration für Veränderung in der ehemaligen DDR zusammenfanden. In diesen aufgewühlten und aufgeregten Tagen ist dieses Schriftstück entstanden. Vielleicht wurde deshalb das zweite „I“ in der Überschrift vergessen? Dieses Stück Papier ist ein echtes Zeitdokument aus der sogenannten Wendezeit. Ich habe es seit zwanzig Jahren zusammengefaltet in einem Buch aufgehoben. Denn es erinnert mich an einen der denkwürdigsten Tage meines Lebens.

Inzwischen ist viel über die Ereignisse des Herbstes 1989 geschrieben worden. Was sich damals wirklich zugetragen hat. Im Nachhinein ließ sich vieles ganz nüchtern erklären. Die Hintergründe und Abläufe dieses 9. Oktober, an dem sich die Staatsmacht der DDR auf einmal Tausenden Demonstranten gegenüber sah. Warum es an diesem Abend nicht zu gewaltsamen Auseinandersetzungen kam. Warum Polizei und Kampfgruppen entgegen dem zuvor angekündigten „harten Durchgreifen gegen die konterrevolutionären Elemente“ dann doch nicht zugeschlagen haben. Für viele war und bleibt es aufgrund dieser Ereignisse einfach das „Wunder von Leipzig“.



Das ist inzwischen hinreichend analysiert worden. Und weil es in diesem Herbst genau 20 Jahre her ist, sind wieder viele Artikel und Beiträge dazu erschienen. Ich möchte deshalb keinen allgemeinen Überblick geben,

sondern aufgrund meiner persönlichen Erfahrung meine Eindrücke von jenem denkwürdigen Tag und dem Herbst 1989 schildern. Auch für mich bleibt das Geschehen vom 9. Oktober das „Wunder von Leipzig“. Ohne dieses „Wunder“ hätten sich auch die Ereignisse in der Folge nicht so ergeben, wie wir sie jetzt rückblickend kennen: Über die Maueröffnung am 9. November 1989 bis zur deutschen Wiedervereinigung am 3. Oktober 1990.

Doch zurück zum 9. Oktober. Ein kleines „Wunder“ war es bereits an jenem Montag, überhaupt in eine der Leipziger Innenstadtkirchen hineinzugelangen. Aus dem ganzen Süden der DDR und darüber hinaus hatten sich Menschen auf den Weg zum traditionellen Friedensgebet am Montagnachmittag um 17.00 Uhr in der Nikolaikirche gemacht. In der Erwartung, dass sich an diesem Tag dort etwas von größerer Tragweite entscheiden würde. Die Straßen um den Stadtkern waren mit Trabis und Wartburgs zugeparkt. Mit Autokennzeichen aus den verschiedensten DDR-Bezirken.



Die Nikolaikirche, traditioneller Ort der Montagsgebete, war allerdings schon zwei Stunden vor Beginn des Friedensgebetes überfüllt. Die SED-Parteileitung der Stadt hatte Hunderte ihrer Genossen mobilisiert, um die Kirche zu besetzen. Der Versuch, eine mögliche Demonstration schon im Ansatz zu verhindern. In der Kirche herrschte eisiges Schweigen. Kein Liedvers wurde mitgesungen, kein „Amen“ mitgesprochen. Davon erfuhren wir erst im Nachhinein. Mit zwei Freunden konnte ich an jenem Montag noch in die nur ein paar hundert Meter entfernte Thomaskirche gelangen, wo uns am Eingang auch jenes Flugblatt überreicht wurde. Da die Organisatoren der Friedensgebete offenbar mit deutlich mehr Menschen an jenem Tag gerechnet hatten, hatten sie alle Innenstadtkirchen für das Friedensgebet geöffnet.



Alle spürten, dass sich an diesem Montag Entscheidendes ereignen würde. Es lag in der Luft. Deutlich auch durch das gewaltige Aufgebot an Polizei und paramilitärischen Einheiten, die den ganzen Tag über in Fahrzeugkolonnen in die Stadt hereingebraucht wurden waren.

Zwei Tage zuvor hatte sich die Partei- und Staatsführung der DDR in Berlin noch anlässlich des 40. Jahrestages der Staatsgründung selbst gefeiert. Während an vielen Orten kleinere Demonstrationen für politische Veränderungen von der Polizei auseinandergeprügelt wurden. Meine Schwester kam am Samstag nachhause und berichtete, dass sie mit ihrem fünfjährigen Sohn auf dem Weg durch die Stadt nur um Haaresbreite einem heranrollenden Wasserwerfer entgangen war. Polizisten kamen bedrohlich angerannt, indem sie mit ihren Knüppeln auf die Plastikschilder schlugen. Ein paar mutige Straßenbahnfahrer hatten mit ihren Bahnen schließlich die Straße blockiert, sodass sich die Leute vor den heranstürmenden Polizisten in Sicherheit bringen konnten.



Die Stimmung war gespannt. Der Aufruf zum Gewaltverzicht auch auf Seiten der Demonstranten ernst. Für manche der Demonstrierenden war das Maß des Erträglichen übervoll. Mancher dachte, dass er nichts mehr zu verlieren hätte. Besonders Ausreisewillige, die sich oft in die erste Reihe wagten, um den Polizisten Paroli zu bieten. Natürlich wurde auch mit der allgegenwärtigen Staatssicherheit gerechnet. Oft waren schon einzelne Agent Provocateur aufgefallen: Etwa ein junger Mann, der plötzlich aus sicherer Entfernung in wüste Beschimpfungen ausbrach und dazu aufrief, endlich handgreiflich zu werden. Solche Leute wurden dann von den Unstehenden erst einmal zur Rede gestellt. Meist ergriffen sie daraufhin die Flucht und tauchten merkwürdigerweise hinter der Polizeikette wieder auf.

Die Montagsgebete mit den sich anschließenden Demonstrationen waren aus den Friedensgebeten im Zusammenhang der Friedensdekade zur Überwindung der Gewalt hervorgegangen. Das war Anfang der 80iger Jahre. In jener Zeit der atomaren Nachrüstung hatten die Kirchen in Ost und West beschlossen, diese regelmäßigen Friedensgebete beizubehalten. Eine kleine Gruppe von „Friedensbewegten“ hielt seitdem das Montagsgebet in Leipzig am Laufen. Bis es Ende der 80iger Jahre von der zunehmenden Zahl von Ausreisewilligen und politisch Unzufriedenen entdeckt wurde. Hier gab es im Schutzraum der Kirche einen Ort, Anliegen, Sorgen, Nöte und Ängste zu artikulieren, die offiziell nicht existierten und schon gar nicht öffentlich ausgesprochen werden durften.

Der Einfluss dieser Friedensgebete kam dann später in den Montagsgebeten zum Tragen. Bis zum Aufruf vom 9. Oktober: „Enthaltet Euch jeder Gewalt!“ Für den ehemaligen Nikolaikirchenpfarrer Christian Führer eine Kurzform der Bergpredigt.





Als die Menge der unzufriedenen Menschen größer wurde, gab es von Seiten der Kirche eigentlich keine Möglichkeit, sie zu lenken oder zu steuern. Obwohl dass natürlich immer wieder von staatlicher Seite unterstellt wurde. Aber die Menschen kamen einfach in der Kirche zusammen und gingen nach den Gebeten ohne Aufforderung und manchmal sogar gegen die Bitte des Pfarrers, es nicht auf eine Konfrontation ankommen zu lassen, auf die Straße. Das einzige Mittel, dass in den Kirchen permanent eingesetzt wurde, war die Botschaft Jesu der Gewaltlosigkeit, die Bergpredigt.

Im Anschluss an die wöchentlichen Friedensgebete kam es also Ende der 80iger Jahre erst zaghaft und dann regelmäßig zu kleinen Versammlungen auf der Straße. Zunächst immer im Schutz des Kirchengebäudes. Es wurden Kerzen angezündet. Mit den brennenden Kerzen in der Hand ging es dann nach dem Gottesdienst hinaus auf die Straße. „Wer eine Kerze in der Hand hält, kann keine Faust ballen, um zuzuschlagen.“ Ein weiterer Satz von Pfarrer Christian Führer. Sehr weit kamen die Menschen in der Regel nicht. Sobald sie aus der Kirche heraustraten, wurden sie von Polizei und Staatssicherheit eingekesselt. Es blieb also nichts weiter übrig, als mit der Kerze in der Hand stehen zu bleiben.

Die Unzufriedenheit unter den Besuchern der Montagsgebete war groß. Ausreisewillige hatten unter Repressalien zu leiden, ganz zu schweigen vom manchmal jahrelangem Warten auf gepackten Koffern. Beim Aufstand am 17. Juni 1953 hatte sich auch in Leipzig der Volkszorn in Gewaltausbrüchen entladen. Ein paar Straßen von der Nikolaikirche entfernt gab es ein öffentliches Gebäude mit einem großen Balkon an der Frontseite. Sitz der Bezirksleitung der Freien Deutschen Jugend (FDJ). Von diesem Balkon waren nach dem Bericht meiner Eltern damals SED-Funktionäre kopfüber auf das Straßenpflaster geworfen wurden. „Denn wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen“, heißt es im Matthäusevangelium. Gewalt erzeugt Gegengewalt. Im Juni 1953 kamen die sowjetischen Panzer und schlugen den Aufstand gewaltsam nieder. Hätten die Montagsgebete in ihren Anfängen in irgendeiner Form zu Gewalt oder offenem Widerstand gegen die staatlichen Ordnungskräfte geführt, hätten sie keine Chance gehabt. Auf sogenanntes „Rowdytum“, dass hieß u.a. „Missachtung der öffentlichen Ordnung“, gab es bis zu fünf Jahren Haftstrafe. Bei „Widerstand gegen staatliche Maßnahmen“ zwischen ein und acht Jahren.



Der Aufruf „Keine Gewalt“ stand deshalb immer im Zentrum der wöchentlichen Gebete. Sicher hat auch die Atmosphäre der Nikolaikirche wesentlich dazu beigetragen, dass die Menschen friedlich blieben. Orgelmusik von J. S. Bach hat einen beruhigenden Klang. Eine große Kirche, Kerzen, Lieder und Gebete können zum Nachdenken und das aufgewühlte Innere zur Ruhe bringen. Und die mutigen und offenen Worte, die dort in der Kirche ausgesprochen wurden, waren ansteckend. Im Friedensgebet wurde für die Verhafteten gebetet. Namen wurden öffentlich verlesen. In irgendeinem Winkel schrieb dabei immer einer mit. Das Schild und Schwert der Partei: Die Staatsicherheit. Wer von den Rednern und Predigern besonders mutig war, erlaubte sich den scherzhaften Zusatz: Und jetzt noch einmal langsam und deutlich zum Mitschreiben.

Über Diktaturen ist viel gesagt worden. Leider sind wir Deutschen dazu besonders auskunftsfähig. In der kurzen Geschichte eines deutschen Zentralstaates seit 1871 haben wir zwei Diktaturen erfahren. Menschen werden in einer Diktatur zum vorauseilenden Gehorsam erzogen. Als gelernter DDR-Bürger hatte man oft schon beim bloßen Anblick einer Polizeiuniform unvermeidlich den Anflug eines schlechten Gewissens. Es wurde kontrolliert und gemaßregelt. Wer sich zum Beispiel den Repräsentanten der staatlichen Autorität gegenüber nicht gefügig zeigte, musste mit harten Maßnahmen rechnen.

In der Verfassung der DDR hieß es zwar in Artikel 27: „Jeder Bürger der Deutschen Demokratischen Republik hat das Recht, den Grundsätzen der Verfassung gemäß seine Meinung frei und öffentlich zu äußern“. § 217 des Strafgesetzbuches lautete jedoch: „(1) Wer sich an einer die öffentliche Ordnung und Sicherheit beeinträchtigenden Ansammlung von Personen beteiligt und sie nicht unverzüglich nach Aufforderung durch

die Sicherheitsorgane verlässt, wird mit Verurteilung auf Bewährung, Haftstrafe oder Geldstrafe bestraft. (2) Wer eine Zusammenrottung organisiert oder anführt (Rädelsführer), wird mit Freiheitsstrafe von einem Jahr bis zu fünf Jahren bestraft. (3) Der Versuch ist strafbar.“

Wer sich also am 9. Oktober 1989 in Leipzig nach dem Friedensgebet nicht sofort und unverzüglich auf dem Heimweg befand, hatte sich schon strafbar gemacht. Nur dass an jenem Montagabend die Kapazitäten aller Behelfsgefängnisse (zum Beispiel Pferdeställe im volkseigenen Gestüt an der Stadtgrenze, die am 7. Oktober noch genutzt wurden, um Verhaftete einzusperren) nicht ausgereicht hätten, um die Menge der Menschen zu fassen.

Das „Wunder von Leipzig“ bestand auch darin, dass die vielen Menschen nicht wie sonst nachhause gegangen sind. Mich und meine zwei Freunde eingeschlossen. Auch wir haben überlegt und abgewogen. Keiner von uns hatte Lust, sich verprügeln zu lassen. Oder vielleicht verhaftet zu werden. Die Angst war real. Aber irgendwie waren Mut und Hoffnung ein Stückchen größer.

Ein weiterer Satz von Christian Führer passt dazu: „Wir hatten Tag und Nacht Angst. Aber der Glaube war immer etwas größer als die Angst.“ Die beiden Pfarrer der Nikolaikirche wurden Ende September in das Bezirksgefängnis bestellt. Dort wurde ihnen vom Bezirksstaatsanwalt auch als Pfarrern mit Verhaftung für den Fall der Fortsetzung der Friedensgebete gedroht.



„Mit meinem Gott (kann ich) über Mauern springen“, der Satz aus Psalm 18 ist für Christen zum geflügelten Wort für den Herbst 1989 geworden. Besonders für den 9. November und die folgenden Tage und Monate, als die Mauer und schließlich die gesamte Grenzbefestigung der DDR Stück für Stück fiel und abgebaut wurde. Das Vertrauen des Beters, mit seinem Gott unüberwindbare Hindernisse zu bewältigen, passt aber genauso auf den 9. Oktober. Unüberwindbar schienen die Machtstrukturen der DDR. Deshalb sahen ja viele nur in der Ausreise eine persönliche Lösung. Von den „Betonköpfen“ in der SED und Staatsführung erhoffte sich niemand eine Wende. Die DDR Führung schien eher auf eine „chinesische Lösung“ des Konfliktes mit ihrer Bevölkerung eingestellt. Am 4. Juni 1989 waren in Peking die Panzer gerollt und die dort demonstrierenden Studenten zusammengeschossen worden. Egon Krenz, der „Kronprinz“ Erich Honeckers, war im Sommer zu Besuch bei den Genossen in China gewesen.

Deshalb herrschte Angst. Auch am 9. Oktober. Meine Freunde und ich gingen nur zögerlich und mit unsicheren Beinen aus der Kirche in Richtung Karl-Marx-Platz, dem großen Platz zwischen Oper und Gewandhaus.





So muss es den meisten gegangen sein. Deshalb sahen die Demonstranten eher nach Spaziergängern aus. Ein unwohles Gefühl war aber auch manchem Polizisten ins Gesicht geschrieben. Sicher gab es ebenso Befürchtungen auf der Seite der Uniformierten. Was würde bei einer Eskalation der Gewalt passieren? Würden sie schießen müssen? Die Stadt war wie im Bürgerkriegsszenario. Dass gerade an diesem Tag die Menschen ihre Angst überwunden haben und nicht zuhause geblieben sind, dass gehört zum „Wunder von Leipzig“. Keiner, der am 9. Oktober auf die Straße ging, wusste, ob er am Ende nicht mit hundert Leuten alleine dasteht. Dass meine Freunde und ich und die vielen Tausend anderen am Ende den Mut und die Zivilcourage gefunden haben, hat für mich ganz sicher etwas mit dem Ursprung dieser Volksbewegung zu tun: Im Geist der Kirche und der christlichen Botschaft. Das war eine Alternative zum Geist der Gewalt, der sich draußen zusammenballte. Die Worte, Lieder und Gebet haben den Menschen Kraft und ein Gefühl der Geborgenheit gegeben. Bei allem, was möglicherweise passieren konnte.



Wenn ich an den Herbst 1989 zurückdenke, dann kommen mir dieser 9. Oktober und seine Ereignisse in den Sinn. Alles andere schloss sich irgendwie daran an. Danach gab es kein zurück mehr. Die vorausgesagten nächsten hundert Jahre der DDR („Die Mauer wird auch in hundert Jahren noch stehen“ – O-Ton Erich Honecker am 7. Oktober 1989) zerbröselten wie im Flug. Für mich bleibt ein buntes Bild von der befreienden Kraft, inspiriert von der christlichen Botschaft. Ein leuchtendes Bild, gerade auch angesichts der Schuld, die Kirche und Christen ebenso in unserer Vergangenheit auf sich geladen haben.



Kai Thierbach